

Von: Rasche, Hermann [mailto:xxx.ie]
Gesendet: Freitag, 16. Februar 2018 11:41
An: irland-journal@t-online.de
Betreff: Fw: Kleine Anfrage -Hermann xxx wiederum für Christian

Lieber Christian,

... gerade (gestern Nacht) zurück von einer sehr bewegenden Gedenkfeier an Eoin, im German-Irish Centre in Limerick, co-organisiert von unserer unermüdlichen Gisela H.; anwesend u. a. die neue deutsche Botschafterin, der für Kultur zuständige Mann der deutschen Botschaft, Jan Wagner (Büchnerpreisträger), ehemalige Kollegen, Freunde, die alle etwas beitragen in Form von Erinnerungen, Lesungen, Zeitreisen.

Ich werde dann etwas zu Eoin machen, mehr in der Form, wie wichtig er für die deutsch-irischen Beziehungen war durch seine Publikationen (u. a. Initiator der Gegenbilder, die dann auch Grundlage für sein opus magnum, *Poor Green Ireland*, wurden), sein generelles Engagement.

Die Paddies in Bayern aus ij 4/12 verdienen durchaus eine Wiederveröffentlichung, zumindest in größeren Teilen, wenn das geht, finde ich.

Eva war natürlich sehr ergriffen von all' dem Drum-und Dran gestern, aber sie hält sich wacker. Die 'Feier' hat ihr auch gutgetan; alle haben gemerkt, WIE enorm geschätzt Eoin war.

Von Gisela habe ich zwei Bilder bekommen (siehe oben). Sind die brauchbar? Sonst müsste ich Eva eventuell fragen, dass sie mir ein, zwei gibt, die ich dann nach Moers schicken würde, wenn's zeitlich reicht.

Einen neuen, nicht sehr langen Text (Du kannst ihn natürlich jederzeit kürzen, modifizieren, etc.) hast Du spätestens am MONTAG.

Have a nice weekend. Best, as usual,
 Hermann, der flinke Rasche xxx



Eoin Bourke (3.3.1939-28.12.2018)
 Eoin Bourke, emeritierter Germanistik-Professor an der National University, Galway, und einer der ersten Mitdenker und Autoren unseres irland journals, verstarb Ende Dezember im Alter von knapp 79 Jahren.

Er war nicht der landläufige typische Professor, drehte niemals irgendwelche germanistischen Pirouetten um die eigene Wichtigkeit. Alles Pedantische und Prätentiose war ihm zuwider. Alle, die Eoin näher kannten, schätzten seine freundlich-offene Art, seine angenehme menschliche Wärme, den speziellen Witz und Humor. Seine Studenten, für die er immer ansprechbar war, fanden es wohlthuend und inspirierend, wie er sich in Vorlesungen und Seminaren klar und fundiert ausdrücken konnte. Bei seinen zahlreichen akademischen Vorträgen hörte jeder gespannt zu. Eoin besaß die große Gabe, Dinge anschaulich und lebendig darzustellen und zu vermitteln.

Als er 1975, mit junger Familie frisch aus München kommend, seine erste Stelle am damals noch so genannten University College in Galway antrat und mein Kollege wurde, sprühte er nur so vor Ideen: er rief die *Galway Colloquia* ins Leben, eine Plattform für junge Nachwuchswissenschaftler aus Irland, Großbritannien und auch vom Kontinent. Sein besonderes Augenmerk legte Eoin dabei auf Autoren und Themen, die nicht *mainstream* waren. Die Teilnehmer kamen gerne nach Galway, und einige spätere 'Großgermanisten' haben hier ihre ersten akademischen Spuren verdient.

Eoin organisierte die sogenannten *Burren Weekends*, regelmäßige Wochenenden für Studenten in lockerer Atmosphäre. Das *Galwayer Blatt* war seine Idee, hier konnten



EB im August 2017

Studenten ihre ersten schriftstellerischen Versuche, Gedichte, Essays, Rezensionen, auch Graphiken veröffentlichen. An den von ihm ins Leben gerufenen Bar-Abenden durften die Studenten – ermuntert durch das ein oder andere Glass Guinness - ihre Deutschkenntnisse ausprobieren und verbessern.

Als Wissenschaftler hat Eoin Hervorragendes und Bleibendes geleistet, sein Schaffen wird über Irland weit hinaus sehr geachtet. Seine Forschungen umfassten den ganzen Bereich der neueren deutschsprachigen Literatur. Als Schwerpunkte seien angedeutet: Studien zum Zeitalter des Barock, des Vormärz und zum kritischen Volksstück, zu Heinrich von Kleist, zu politisch progressiven Autoren von Heinrich Heine bis Erich Fried und DDR-Autoren, zur deutsch-jüdischen Geschichte, Arbeiten zur europäi-

schen Reise- und Expeditionsliteratur. Zahllose z.T. bahnbrechende Publikationen dokumentieren die unvergleichliche Rolle Eoins in der Erforschung der deutsch-irischen Beziehungen.

Für das noch junge *irland journal* war er Initiator der von ihm sogenannten *GEGEN-BILDER- Deutschsprachige Autoren über Irland*, in denen er Pionierarbeit leistete, indem er die Leser mit Namen wie Hermann von Pückler-Muskau, Jakob Venedey, Ida Hahn-Hahn, Fanny Lewald, K.J. Clement bekannt machte. (Ich habe die Serie mit ihm abwechselnd weitergeführt, wobei der Personenkreis über Literaten und Reiseschriftsteller hinausging). Diese Arbeiten Eoins zu Irland bildeten auch die Grundlage für sein glänzendes *opus magnum* (800 Seiten!) *Poor Green Ireland: Narratives on Ireland from Before the 1798 Rising to After the Great Famine –Texts edited, translated and annotated by E.B.*

In Galway (am Tag der großen Flut, als die Innenstadt von Galway unter Wasser stand) und einen Tag später im Mount Jerome Friedhof in Dublin, wo Eoins sterbliche



Eoin und Eva, Oktober 2016

Überreste kremiert wurden, nahmen zahlreiche Weggefährten aus Eoins großem Bekanntenkreis, auch außerhalb des akademischen Umfelds, bei zwei humanistischen Gedenkfeiern Abschied.

Im Deutsch-Irischen Zentrum an der University of Limerick, wo Eoin *adjunct professor* war, fand im Februar ein sehr bewegendes Gedenktreffen mit Lesungen, Reminiszenzen, Filmbeiträgen seiner ehemaligen Kollegen und Freunde statt. Anwesend waren u.a. die neue deutsche Botschafterin, Mrs. Deike Potzel, und Jan Wagner, Bühnenpreisträger und ein Freund Eoins und seiner Frau, der Dichterin Eva Bourke (u.a. Herausgeberin der Anthologien *Hundsrose* und *Mit Grüner Tinte/With Green Ink*).

An seiner ehemaligen Wirkungsstätte, der Universität in Galway, wird ihm u.a. ein Theaterabend gewidmet. Theater war eine von Eoins großen Passionen. Er inszenierte zahllose Stücke, höchst originell von ihm z.T. (um)geschrieben; er adaptierte und collagierte. Eoin führte Regie, produzierte, spielte selber in tragenden Rollen mit; er war ein begnadetes, mimisches und sprachimitatorisches Naturtalent. Und vordem unentdeckte Talente sind durch Eoins ansteckenden Theaterenthusiasmus aus der Reserve gelockt und ermuntert worden; einige haben sogar durch ihn den Weg in die Professionalität gefunden.

*Wir haben einen
guten Freund verloren.*

We lost a good friend.

Chaille muid cara maith.

Hermann Rasche

EGENBILDER

Deutschsprachige Autoren über Irland (1)

Friedrich Engels und Karl Marx: Ein Land der Ruinen

„Eigentümlich sind dem Land die Ruinen (...). Im ganzen Westen, besonders aber in der Gegend von Galway ist das Land mit solchen verfallenen Bauernhäusern bedeckt, die meist erst seit 1846 verlassen sind. Ich habe nie geglaubt, daß eine Hungersnot eine so handgreifliche Realität haben könne. Ganze Dörfer sind verödet, und dazwischen dann die prächtigen Parks der kleineren Landlords, fast die einzigen, die dort noch wohnen (...). Hungersnot, Auswanderung und clearances zusammen haben das fertiggebracht. Dabei nicht einmal Vieh auf den Feldern; das Land ist komplette Wüste, die niemand haben will.“

Diese Worte Friedrich Engels aus einem längeren, im Jahre 1856 an Marx geschriebenen Brief drücken die Erschütterung aus, die er bei seiner ersten Irlandreise verspürt hatte. Ihm waren die Augen aufgegangen. In seinen jüngeren Jahren, als er *Die Lage der arbeitenden Klasse in England* verfaßte, hatte er sich noch Urteile über die Iren erlaubt, die eher bei dem sozialdarwinistisch denkenden Thomas Carlyle angesiedelt wären: zum Beispiel, daß der irische Volkscharakter sich erst im Schmutz behaglich fühle, daß die Bewohner des Elendsviertels Klein-Irland in Manchester „auf der niedrigsten Stufe der Menschheit“ stünden, oder daß die Iren „zu liederlich, wankelmütig und versoffen“ seien, um eine lang anhaltende Tätigkeit durchzuführen. Und obwohl Engels an anderer Stelle Carlyle als Tory-Romantiker abtat, übernahm er mit nur geringer Distanzierung, dessen rassistischste Ausfälle in sein Buch, wonach „die wilden mile-sischen Gesichter“ der Iren „nach falscher Schlaueit, Schlechtigkeit, Unvernunft, Elend und Spöttelei“ aussähen und die Iren „der fertige Nukleus von Degradation und Unordnung“ seien.

Engels' langjährige Beziehung mit der irischen Weberin Mary Burns und nach ihrem Tod mit ihrer Schwester Lizzie wird sicherlich eine wesentliche Rolle in seinem Gesinnungswechsel gespielt haben. Wie dem auch sei, erkannte er bald, daß das Argument der angeborenen Minderwertigkeit der Iren ein kolonialistisches war, welches zum Zweck hatte, die autonome Regierung Irlands als unzumutbar hinzustellen. Während er noch in der *Lage der arbeitenden Klasse in England* behauptet hatte, die Armut Irlands sei nicht britischer Unterdrückung, sondern dem irischen Volkscharakter zuzuschreiben, sprach er vier Jahre später im Pariser Journal *La Reforme* von den mutigen und feurigen Iren, deren durch Hunger erzwungene Emigration nach England den Vormarsch britischer Demokratie sehr beschleunigen würde. Seine 1856er Reise nach Irland in Begleitung von Mary Burns bestätigte für ihn die eigentliche Beschaffenheit des Verhältnisses zu England. Er schrieb an Marx: „Man kann Irland als die erste englische Kolonie ansehen, und als eine, die ihrer Nähe wegen noch direkt in der alten Weise regiert wird, und man merkt hier schon, daß die sog.



Die zeitgenössische Zeichnung stellt Bridget O'Donnel und ihre Kinder dar. Ihre Geschichte wurde in der *Illustrated London News* vom 22. Dezember 1849 dargestellt:

„... im November letzten Jahres wurden wir vor die Tür gesetzt, da wir mit der Pacht in Rückstand waren. Ich lag zu diesem Zeitpunkt im Fieber ... sie begannen damit das Haus niederzureißen und hatten die Hälfte bereits abgerissen, als zwei Nachbarfrauen, Nell Spellesley und Kate How, mich hinaus trugen ... Ich wurde in eine Hütte getragen und lag dort acht Tage lang, bis ich die Kreatur (das Kind) tot geboren hatte. Danach lag ich noch drei Wochen darnieder. Meine ganze Familie bekam Fieber, und ein Junge, 13 Jahre alt, starb vor Entbehrung und Hunger, während wir krank darnieder lagen.“

Freiheit der englischen Bürger auf der Unterdrückung der Kolonien beruht.“

Für Marx stand ohnehin fest, daß „um daheim frei zu sein, John Bull im Ausland versklaven muß“. Irland wurde für beide Denker eine Fallstudie der klassischen Kolonialpolitik. „England“, schrieb Marx, „hat die gesellschaftlichen

Verhältnisse Irlands umgestoßen. Zuerst konfiszierte es das Land, dann unterdrückte es die Industrie durch „Parlamentsakte“, und schließlich brach es die Aktivität und die Energie des irischen Volkes mit Waffengewalt.“ Damit hatte es aber noch nicht aufgehört, wie Engels meinte, „immer neue, immer zeitgemäße Methoden der Unterdrückung“ zu erfinden.

Die neueste Methode bestehe in der massenhaften Vertreibung der Irländer von Haus und Hof, was in Irland gleichbedeutend mit Vertreibung aus dem Lande sei—alles zum Vorteil und auf Betreiben der großen Grundbesitzer englischer Herkunft. Marx und Engels dokumentierten, wie der irische Boden systematisch durch Exmissionen geräumt wurde, um kleinparzellierte Getreidewirtschaft durch großangelegte Weidewirtschaft zwecks massenhaften Fleischexports zu ersetzen. „Folglich“, drückte sich Marx bündig aus, „sind 1032694 Iren durch etwa eine Million Stück Hornvieh, Schweine und Schafe ersetzt worden.“ Dies sei in Europa ohne Beispiel. „In keinem andren europäischen Land hat die Fremdherrschaft diese direkte Form der Expropriation der Eingeborenen. Die Russen konfiszieren nur aus politischen Gründen, die Preußen in Westpreußen kaufen aus.“

Eine zweite Irlandreise im Jahre 1869 sowohl wie eingehende Studien der irischen Geschichte überzeugten Engels voll-ends von der verderblichen Rolle des sogenannten „Horts der Freiheit“ England. „Je mehr ich die Sache ergründe, desto klarer wird mir, daß Irland durch die englische Invasion um seine ganze Entwicklung geprellt und Jahrhunderte zurückgeworfen ist.“ Die durchplante Zerstörungsarbeit erschien ihm um so brutaler, als er erfuhr, welche hohe Blüte die altirische Kultur vor den Invasionen erreicht hatte: In seinen eigenen Worten hatte Irland einst „in ganz Europa als Pflanzschule der Gelehrsamkeit“ gegolten.

Und trotzdem hielten Engels und Marx die Lage der Iren zu Hause oder in England für alles andere als hoffnungslos. Engels erkannte früh in den Iren ein ungeheures revolutionäres Potential: „Wer die Irländer nicht gesehen hat, der kennt sie nicht. Gebt mir zweimahlunderttausend Irländer, und ich werfe die ganze britische Monarchie über den Haufen.“ Der Gedanke von den „wilden Iren“ als Wasser auf der Mühle der lang erhofften britischen Revolution wurde zum Leitfaden des Irlandverständnisses von Engels und Marx. Sie ermahnten ständig die englische Arbeiterbewegung, einen proirischen Stand einzunehmen und irische Unabhängigkeitsbestrebungen zu unterstützen. Sie wußten auch, wogegen sie anzukämpfen hatten, um diese Solidarität zu erreichen. In einem brillanten Kommentar zu der Sozialpsychologie des Chauvinismus, der britischen Trenne-und-herrsche-Politik und der Strategie der Aggressionsumleitung meinte Marx: „Alle industriellen und kommerziellen Zentren Englands besitzen jetzt eine Arbeiterklasse, die in zwei feindliche Lager gespalten ist, englische proletarians und irische proletarians. Der gewöhnliche englische Arbeiter haßt den irischen Arbeiter als einen Konkurrenten, welcher den Standard of life herabdrückt. Er fühlt sich ihm gegenüber als Glied der herrschenden Nation und macht sich eben deswegen zum Werkzeug seiner Aristokraten und Kapitalisten gegen Irland, befestigt damit deren Herrschaft über sich selbst. Er hegt religiöse, soziale und nationale Vorurteile gegen ihn. Er verhält sich ungefähr zu ihm wie die poor whites zu den niggers in den ehemaligen Sklavenstaaten der amerikanischen Union. Der Irländer pays him back interest in his own money. Er sieht zugleich in dem englischen Arbeiter den Mitschuldigen und das stupide Werkzeug der englischen Herrschaft in Irland. Dieser Antagonismus wird künstlich wachgehalten und gesteigert durch die Presse, die Kanzel, die Witzblätter, kurz, alle den herr-

schenden Klassen zu Gebot stehenden Mittel. Dieser Antagonismus ist das Geheimnis der Ohnmacht der englischen Arbeiterklasse, trotz ihrer Organisation. Er ist das Geheimnis der Machterhaltung der Kapitalistenklasse. Letztere ist sich dessen völlig bewußt.“

Wie viele von Engels' und Marx' Äußerungen hat die eben zitierte noch heute Gültigkeit, was England wie auch Nordirland betrifft. In Thatchers Großbritannien wird die Arbeiter- und Arbeitslosenklasse tagtäglich mit verdummenden antiirischen Parolen durch die rechtsgerichtete Boulevardpresse des Multimillionärs und Gewerkschaftsgegners Rupert Murdoch „überschüttet“, um von Großbritanniens erheblichen internen Problemen abzulenken. Und Jenny Marx' Meinung, daß Iren in englischen Gerichtshöfen nie Gerechtigkeit widerführe, ist angesichts einer ganzen Serie von gegen Iren gefällten Fehlurteilen wieder mal hochaktuell. Deshalb hätten die Bürger der heutigen irischen Republik, die weitgehend die Tiraden ihrer Priester, Lehrer und Politiker gegen den Sozialismus verinnerlicht haben und über den Zusammenbruch des Ostblocks meist eine fromme Genugtuung empfinden, eigentlich guten Grund, den Sozialwissenschaftlern Marx und Engels dankbar zu sein für eine der einsichtsvollsten und irlandfreundlichsten Analysen des Machtverhältnisses zwischen England und Irland, die im 19. Jahrhundert unternommen wurde.

Eoin Bourke

Auf den folgenden Seiten:
Der Gegenbilder-Beitrag
„Die Paddies in Bayern“
aus dem [irland journal](#) 4.2012



GEGEN BILDER

Deutschsprachige Autoren **über Irland**

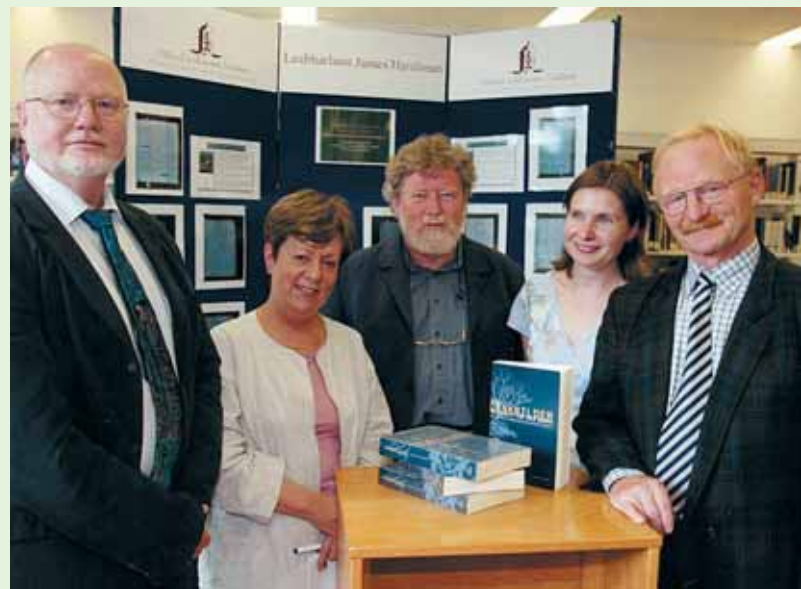
Eoin Bourke ging von Bord!

In den Gründungs- und Anfangsjahren des *irland journal* hat er die „Gegenbilder“ nicht nur ins Leben gerufen, sondern sie mit ebensolchem ge- und erfüllt. Über deutschsprachige Reisende in Irland besonders im 19. Jahrhundert hat er geschrieben – Pückler, Goethe, Kohl, Venedey, Fanny Lewald, Ida von Hahn-Hahn, Heine, Moritz Hartmann, Thomas Moore, Daniel O’Connell, Freiligrath und andere hat er wieder nahe gebracht; über Literaturbeziehungen, über irisch-deutsche Kulturkontakte hat er fürs *irland journal* geschrieben und dadurch Interesse erzeugt und die Forschung angeregt, so dass sich Hinweise auf seine *ij*-Beiträge in Fußnoten und Bibliographien von Magisterarbeiten, Dissertationen und sonstigen akademischen Ergebnissen finden.

Was von Eoin angestoßen, dann von mir [Hermann Rasche, *Anm. d. Red.*], seinem Kollegen, weitergeführt wurde, wird ab sofort, nach der vergangenen Ruhe- und Regenerationsphase, beginnend mit diesem Beitrag über ihn selbst in alter Frische fortgesetzt.

Jetzt hat Eoin Bourke, im Hauptberuf Chef des German Departments an der National University of Ireland, Galway (ehemals University College Galway), also die 65er Lebensjahre-Marke erreicht und ist emeritiert [für uns Nichtakademiker: „in den Ruhestand versetzt“ – *Anm. d. Red.*] worden. Mit seinem vollen Haarschopf (aber nicht nur deshalb!) sieht Eoin immer noch aus wie ein rüstiger Anfangs- bis Mittfünfziger. „Ruhestand“ wäre dann auch das unpassendste Wort für das, was vor ihm liegt. Eoin ist voller Pläne – als nächstes wird er neben anderen Arbeiten seine umfangreichen Studien über deutschsprachige Irlandreisende in Buchform herausbringen.

Eoin hat für den irisch-deutschen (d.h. auch: schweizerischen und österreichischen) Kulturaustausch enorm viel geleistet, so dass u. a. der deutsche Botschafter, Dr. Gottfried Haas, ihm ein Gruß- und Dankwort schickte. Im Original liest sich das so: „In the name of the Federal





Eoin Bourke

Republic of Germany I would like to express my most sincere gratitude to Professor Bourke on his retirement from his duties at the university for all his academic work and his endeavours in promoting Irish-German relations ... The excellent and friendly relationship between Ireland and Germany would certainly not be conceivable without a sound intellectual and academic foundation which has proven to be an undeniable success. Professor Bourke devoted himself to this goal from an early stage and to this effect he has not only been able to rely on his profound knowledge of the language itself ... He has also been able to

foster German-Irish relations in very practical terms as well.“ Und dazu gehören z.B. die zahlreichen Studentenaustausche, die Eoin organisierte.

Eine beeindruckende Anzahl von Eoins akademischen Schülern hat auf dem Gebiet des interkulturellen Austausches zwischen Irland und Deutschland weitergearbeitet und wird das hoffentlich auch in Zukunft so halten. Eoin war immer ein enthusiastischer und begnadeter Theatermann, der fast jedes Jahr ein Stück mit seinen StudentInnen inszenierte. Als Abschiedsgabe sozusagen brachte er Paul Heyeses *Die Pfälzer von Irland* (das ist die Geschichte der Ansiedlung von Pfälzern im Westen von Co. Limerick zu Beginn des 18. Jahrhunderts, siehe auch *irland journal* 1/95, S. 34-36) sehr erfolgreich auf die Bühne.

LINKS: **Who is who?** Weiter unten präsentiert sich Eoin Bourke noch mal im typisch irischen Umfeld, die Person ganz rechts hat mit mir zu tun.

In Irland lebende Literaten wie Felix Mitterer, Gabrielle Alioth, Hans-Jürg Schertenleib konnte er seinen StudentInnen vermitteln; von Christoph Ransmayr, der ein Cottage in West Cork besitzt, übertrug er Erzählungen ins Englische. Gemeinsam mit seiner Frau Eva, einer anerkannten Dichterin (zu ihren Veröffentlichungen zählen u. a. die Gedichtbände *Gonella*, 1985, *Litany for the Pig*, 1989, *Spring in Henry Street*, 1996 and *Travels With Gandolfo*, 2000), veröffentlichte er die Anthologien *Hundsrose* (Maroverlag: Augsburg, 1983) und *Mit grüner Tinte/With Green Ink* (Collibri: Bamberg, 1996). Für diese beiden Standardwerke übersetzten Eoin und Eva auch den Großteil der darin veröffentlichten Gedichte selbst.

irland journal-LeserInnen hat Eoin auch mit seinen Begegnungen und Erfahrungen im Bayernland unterhalten (siehe unten). In München arbeitete er als Postbote, Übersetzer, Englischlehrer und freier Mitarbeiter beim Bayrischen Rundfunk. Nebenbei machte er seinen Doktor und traf zwischendurch seine spätere Frau Eva. Und das kam so: Mit seinem Bruder Brian wollte er eines Nachts in eine Diskothek in Schwabing. Aus der Ferne wurden diese beiden offensichtlich recht seltsam aussehenden und angeheiterten Typen, die auf allen Vieren vor dem Eingang eines Lokals auf dem Boden herumkrochen, von zwei jungen Frauen beobachtet. Eoin und Brian hatten keine Chance, ins Lokal hereingelassen zu werden, da sie keine Krawatten trugen. Da nahmen sie ihre Gürtel und banden sie um den Hals wie Krawatten, aber selbst das ermöglichte ihnen keinen Einlass. So rappelten sich die beiden Männer hoch und sprachen die Frauen an. „Die lassen uns nicht hinein“, riefen sie ihnen zu. „Warum?“ wollten die Frauen wissen. „Weil wir haarige Typen seien!“ kam als Antwort. Und weil das Gespräch nun schon mal im Gange war, luden die beiden hübschen Mädels die Jungs zum Tee ein. Der Rest der Geschichte ist bekannt (siehe oben).

Hermann Rasche

Und, weil's so schön war – und dem lieben Eoin zu Ehren, gewissermaßen mit den besten Wünschen von der irland journal-Redaktion:

Hier noch einmal sein legendärer Artikel, erstmalig abgedruckt in unserer Sonderausgabe zur Frankfurter Buchmesse 1996 ...

Zwei Paddies entdecken Bayern

**EINE WAHRE GESCHICHTE
VON EOIN BOURKE**

Mein Bruder Fergus und ich hatten von London die Nase voll. Er hatte ein Jahr lang als schlecht bezahlter Anstreicher jeden Pfennig gespart, um sich eine teure Kamera zu kaufen, ich schlug mich als noch schlechter bezahlter Hilfskrankenpfleger durch. An dem Tag, als Fergus genug zusammengelegt hatte und den heiß ersehnten Fotoapparat endlich in den eigenen Händen hielt, wurde er hundert Meter vom Fotogeschäft entfernt am Gehsteig von zwei Bobbies verhaftet und unsanft in eine versteckte, weißgekachelte, mit Blut verspritzte Verhörzelle hinter dem öffentlichen Abort in der Piccadilly Circus-U-Bahnstation geschleppt. Ein mit Arbeitskittel bekleideter Ire mit einer teuren Kamera in der Hand war ihnen sofort ein Verdachtsobjekt. Sie drückten ihn auf einen Stuhl, schrien ihn an, holten mit der Faust aus, versäumten nur, das Naheliegende zu tun, d.h. bei dem Fotogeschäft telefonisch nachzufragen – wohl, weil sie noch länger ihren Spaß treiben wollten. Nachdem sie Fergus genüsslich zu einem elend wimmernden Häuflein reduziert hatten, sagten sie: „Okay – wir werden bei dem Fotogeschäft nachfragen, Paddy, aber wenn es sich herausstellt, dass du gelogen hast, dann werden wir dir die *fucking* Knochen brechen!“ Nachdem die entlastende Information eingeholt worden war, ließen sie Fergus gehen, mürrisch wie kleine Buben, deren Fußballspiel durch einen Platzregen unterbrochen worden war.

Ich hatte es auch satt, als „Paddy“ angesprochen zu werden. „Eoin“ war für meine englischen Vorgesetzten viel zu schwierig auszusprechen. Warum sich auch die unzumutbare Mühe geben, wenn es einen netten Kollektivnamen für alle Iren gibt? (Als mein Vater, Tom Bourke, nach fünfzehn Jahren Dienst als Eisenbahner in Wolverhampton in den Ruhestand trat, erschien im Lokalanzeiger ein winziges Foto von ihm auf dem Bahnsteig mit der Unterschrift „Paddy goes home“.) Fergus und ich fassten den Plan, nach Israel auszuwandern, um in einem Kibbuz zu arbeiten. Damals, im Jahr 1961, war es für einen Iren noch unerhört, aufs europäische Festland zu fahren, es sei denn zu einer Pilgerfahrt nach Lourdes, Fatima, Rom oder Konnersreuth. Als Arbeiter oder Student pendelte man zwischen Irland und Großbritannien – Reisen nach Paris oder Zürich waren längst noch den in Irland verbotenen Schriftstellern wie James Joyce überlassen worden. Als Fergus und ich Montmartre bestiegen, wurden wir durch ein entsprechendes Gefühl des Verruchten beflügelt. Zu *Moulin Rouge* in Neonlichtern aufzusehen, war schwindelerregend. Wir mussten uns zwicken, um uns zu vergewissern, dass wir nicht träumten.

Unsere Wege trennten sich in Paris. Ich wollte über Straßburg fahren, Fergus über die Schweiz, um die Alpen zu fotografieren. Wir machten aus, uns in drei Wochen an einem Samstag um 13 Uhr wiederzutreffen, und da ich nicht das Geringste von Deutschland wusste und meinem Bruder nur „das Hofbräuhaus“ ein Begriff war, beschlossen wir, uns dort neben der Blaskapelle zu treffen – Fergus hatte nämlich gehört, dass Münchner Bierhallen Blaskapellen hätten. Auf der Reise per Anhalter dahin erzielte ich einen Weltrekord, in dem ich an einer Stelle auf der Haupttroute von Paris nach Nantes drei Tage im Regen stand, ohne dass ein einziges Auto hielt. Fluchwortschatz und Gebärdensprache bereicherten sich bei

mir unendlich in jenen Tagen. An dem besagten Samstag fuhr ich von der Münchner Jugendherberge zum Hofbräuhaus und setzte mich um 12:50 Uhr neben die Blaskapelle. Fergus erschien an der großen Eingangstür um Punkt 13 Uhr. (Wer sagt, dass Iren unpünktlich seien?) Hier hatten wir Neues zu bestaunen: die blankgesessenen, vor Körperschweiß starrenden Lederhosen, die sich gegenseitig überbietenden Gamsbärte, die mit Schnupftabak gepuderten Nüstern, die Wanderstrümpfe, das kehlige Grollen der Stimmen, das Feiern eines ausgiebigen Furzes im Männerklo mit einem lakonischen „Mahlzeit!“. Wir bewunderten den grenzenlosen Mut dieser Männer, sich, ohne mit der Wimper zu zucken, so grotesk bekleidet zu zeigen, und genossen die Exotik der Bierhallen so sehr, dass wir bald schunkelnd „In München steht ein Hofbräuhaus – oans – zwoa – gsuffa!“ in tadellosem Bayerisch mitgröhlten. Es dauerte auch nicht lange, bis wir den zweiten Test zur Bajuwarisierung bestanden, indem wir „Oachkatzlschwoaf“ einwandfrei aussprechen konnten, ohne zu wissen, dass es sich um einen *terminus zoologicus* handelte.

Was uns überaus ernüchterte, war die allgemein herrschende Unwissenheit, was Irland betrifft. In England hatten wir unter einer negativen Stereotypisierung gelitten, aber hier hatten die meisten nicht einmal von Irland gehört. Wiederholt gab es folgenden vor Geist sprühenden Gedankenaustausch mit unseren begamsbarteten Tischgenossen: „Du bist aber koa Bayer, oder? Wos bist für a Landsmann? Wo kimmst her?“ – „Aus Irland.“ Pause. „Wo is' denn dös?“ – „Neben England.“ Längere Pause. „Ach soooo! Hol-land moanst!“ – „Nein, nicht Holland! Irrr-land! Das ist eine Insel westlich von Großbritannien!“ Noch längere Pause. „Ach so! Is-land moanst! Iliiss-land!“ Ich wechsele das Thema.



Aber auch außerhalb der Bierhallen kamen wir nicht aus dem Staunen. Wir entdeckten zum Beispiel, dass viele Wohnungen noch keine Badezimmer hatten und es mit dem legendären deutschen Reinheitsbedürfnis nicht weit her war. Für ihr wöchentliches Bad gingen viele Leute samstags ins Volksbad. Paare mit vorzeuendem Trauschein durften zusammen in ein Doppelbad steigen. Sitzklos mit einer regalartigen Stufe darin waren uns neu (Fergus' Kommentar: „It's great to be able to see the fruits of your labour.“) und die Federbetten waren uns ein Rätsel (siehe Illustration). Als wir ein Doppelzimmer in einer ulkigen Fachwerkpension mit Ausblick auf eine Gartenanlage beim Königsplatz bezogen, lachten wir uns beinahe zu Tode beim Anblick eines furios hämmernden Buntspechtes auf dem Baum vorm Fenster. (Bis dahin hatten wir nur „Woody Woodpecker“ im Zeichentrickfilm gekannt.) Die Pensionswirtin war eine kleine alte Frau mit pechschwarzem Haar, sympathischem Gesicht und wenigen Worten. Nachdem wir

durch unsere Bierhallen-Recherchen das ganze Spargeld für die Reise nach Israel verbraucht hatten, mussten wir ausziehen. Die Wirtin gab uns Aufschub für die Bezahlung der letzten Woche bei ihr, bis wir wieder Geld hätten. Das sollte aber Jahre dauern. Als ich viel später – Fergus war schon längst auf und davon – ein Studienstipendium erhielt und ich mich auf den Weg zur Pension machte, um unsere alten Schulden auszugleichen, fand ich statt des schönen, urigen Holzhauses eine Baulücke vor. Meine Schuldgefühle wegen der unbezahlten Woche habe ich nie ganz überwunden. Es hätte aber wohl wenig Sinn, einen Appell an die Leser zu richten, die alte Frau ausfindig zu machen, da sie inzwischen ungefähr 120 Jahre alt sein müsste. Stattdessen büße ich dafür, indem ich hiermit unsere Sünde öffentlich beichte.

Bei strahlendem Fönwetter standen Fergus und ich auf der Straße ohne Geld oder ein Zuhause. Eins wussten wir: Nie wieder zurück ins von Priestern wimmelnde Irland oder ins Paddy-verachtende England! Wir hatten gehört, dass es in Frankreich Klöster gibt, die einen kostenlos aufnehmen, wenn man vorübergehend ohne Obdach ist. Also gingen wir zu einem Franziskanerkloster in München – wir dachten, Bettelmönche müssten doch Verständnis haben – und klingelten. Ein Mönch hielt die Tür nur einen Spalt breit auf und hörte uns an, ohne Augenkontakt mit uns aufzunehmen. Er verschwand kurz, kam wieder mit einem Zettel, den er uns wortlos in die Hand drückte, und schloss die Tür vor unserer Nase zu. Auf dem Zettel stand die Anschrift der Bahnhofsmission. Da liefen wir hin – nicht mal Geld für die Trambahn hatten wir – und bekamen je eine dicke Scheibe Brot mit Marmelade und eine Tasse Kakao serviert. Und noch einen Zettel. Diesmal mit der Adresse: „Obdachlosenheim, Pilgersheimerstraße“. Wir pilgerten gehorsam dorthin und meldeten uns an. Ohne die 70 Pfennig Eintrittsgeld bezahlen zu können. Wir mussten je eine Kabine betreten und unsere Hosen und Unterhosen heruntersuchen, um auf Läuse und Geschlechtskrankheiten untersucht zu werden. Als ich durch einen Spalt Fergus dabei erblickte, wie er mit den Hosen um die Knie sich zum Beamten hin vorwärts bewegte, als wenn er ein schenkeltiefes Wasser durchwatete, kringelte ich mich in meiner Kabine vor lautlosen Lachkrämpfen. Nachdem der Beamte Fergus' Intimteile mit einer Taschenlampe (und negativem Befund) inspiziert hatte, war Fergus zu traumatisiert, um über mich zu lachen, als ich an die Reihe kam.

Erst nach dieser klärenden Inspektion wurden wir als Heiminsassen zugelassen. Wir wurden nach unten, vom Purgatorium ins Inferno, geschickt, wo wir einen Alkoven betreten und uns diesmal splinternackt ausziehen mussten. Nachdem wir unsere ganze Kleidung einschließlich Schuhe auf einen komplizierten, vielverzweigten Bügel aufgehängt hatten, kam eine körperlose Hand durch eine schmale Tür, griff den Bügel und zog ihn in den kryptischen Hinterraum. Als wir so nackt dastanden, hörten wir ein lautes, plapperndes Beten in der benachbarten Kabine. Ein ebenso nacktes Männlein ging auf- und abspringend und sinnloses Zeug vor sich hinblubbernd an unseren Nischen vorbei. Der Eindruck, dass wir unter die Letzten der Erde geraten waren, wuchs in uns. Nach uns ewig dünkender Zeit bekamen wir eine Art Insassen-Pyjama aus steifem Leinen und Haus

pantoffeln von derselben körperlosen Hand gereicht und durften uns unter unsere Genossen für die nächsten paar Wochen begeben.

Viel wurde unter den Hausinsassen nicht gesprochen. Zum Schlafen wurden wir in Etagenbetten in überfüllte Räume gedrängt. In meinem Zimmer wurde laut geschimpft, als ein Mann die ganze Nacht lang vor Schmerz aus vollem Halse schrie. Niemand fragte, was ihm fehle. Am morgen wurden wir für irische Verhältnisse skandalös früh aus dem Bett gejagt. Mit zufallenden Augenlidern schleppten wir uns zu einer gemeinsam benutzten metallenen Rinne mit kaltem Wasser. Weder Seife noch Handtücher wurden „gereicht“. Mir war es, als wenn die Stereotypisierung der Obdachlosen als Krankheitsträger absichtlich durch eine zu kurz gehaltene Hygiene zementiert werden sollte. Man bekam keine Arbeit, weil man stank, und wurde dann als arbeitsscheu abgestempelt. Fergus und ich fingen auch allmählich an, den sauren Geruch der „Plattler“ anzunehmen. Als wir ein Stück Seife ins Haus brachten, wurde es sofort gestohlen, was immerhin für das Vorhandensein eines Reinheitswillens seitens unserer Hausgenossen spricht. Zum Frühstück, der einzigen Mahlzeit des Tages, saßen sie an langen Tischen und löffelten breiartige Substanz aus Schüsseln in sich hinein. Wir verzichteten darauf, weil wir eine rettende Postanweisung mit 25,- DM von unserem Vater erhalten hatten.



Tagsüber musste man das Heim verlassen. Fergus und ich verbrachten die meisten Tage in der Bibliothek des Amerikahauses, weil die Benutzung nichts kostete und man dort Englisch sprach. Eines Abends, als wir „nach Hause“ kamen, war ein Kamerateam zugegen, wohl um einen Dokumentarfilm zum Thema

Obdachlose in Deutschland zu drehen. Wie jeden Abend standen wir Schlange, um uns einzuschreiben. Der Mann vor Fergus in der Reihe wurde zu aufgereggt angesichts der Kameras und konnte nicht mehr zurückhalten. Fergus lehnte sich zu mir zurück und flüsterte: „The guy in front of me has pissed himself!“ Als wenn ich nicht schon die große, sich ausweitende Lache zu seinen Füßen bemerkt hätte. Die Filmarbeit musste unterbrochen werden, um aufzuwischen. Als wir zur Einschreibung vorrückten, merkten die Kameraleute, dass wir beide je ein dickes Buch – vom Amerikahaus ausgeliehen – unter dem Arm hielten. Überrascht darüber, zwei anscheinend intellektuelle Gammler vor sich zu finden, zoomten sie mit dem Kameras auf die Buchtitel zu: bei Fergus *Der Zauberberg* in englischer Übersetzung, bei mir, passenderweise, *Remembrance of Things Past*.

Wir gingen täglich auf die Suche nach Arbeit. Damals bekam man als Ausländer keine Arbeitserlaubnis, ohne eine Aufenthaltserlaubnis vorzeigen zu können. Man bekam aber keine Aufenthaltserlaubnis, ohne einen Wohnmeldeschein bei sich zu haben. Und man bekam keinen Wohnmeldeschein ohne Arbeitserlaubnis. Und keine Wohnung, ohne nachweisbaren Verdienst. Nachdem wir den Teufelskreis der Ämter mehrmals durch-

laufen hatten, entdeckten wir eine Lücke bei Arbeitnehmern der amerikanischen Militärbehörde, da die Besatzungsmächte immer noch Privilegien genossen und Englischsprechende brauchten. Wir unterzeichneten eine Erklärung, aus der hervorging, dass wir nicht beabsichtigten, die Regierung der Vereinigten Staaten zu stürzen, und bekamen Arbeitsverträge. Fergus wieder als Anstreicher, ich wieder als Hilfskrankenpfleger.

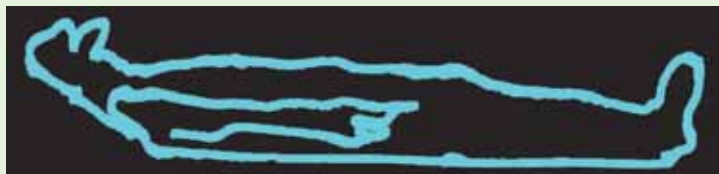
Auch unter den Amis befand sich noch nie Gesehenes: Ich hatte nie vorher Analphabeten bewusst erlebt, jedenfalls nicht so massenhaft auftretend, wie bei den GIs. Ein riesiger, weißer Neunzehnjähriger aus Alabama musste mit einem „X“ unterschreiben, weil er nie gelernt hatte, den eigenen Namen zu buchstabieren. Allerdings konnten sie sehr gut rückwärts zählen: Sie alle gaben sich täglich gegenseitig bekannt, wie viele Tage bis zum Ende der Wehrpflicht sie noch zu dienen hatten („Only a hundred and fifty-six days, man!“). Jeden Donnerstag wurde die Verteidigung gegen die Russen exerziert („The Russians are a-comin’, man!“), allmählich wurde bis zur Besinnungslosigkeit gesoffen oder zur Blutvergießung gerauft. Eines Abends saß ich im Lokal neben einem böszüngigen, alkoholischen Pearl Harbour-Veteranen, als ein junger GI an uns herantrat und ohne Warnung das alte Menschenwrack mit geballter Faust in die Schläfe niederstreckte. (Zwei Wochen später starb der Alte, von niemandem betrauert, am Straßenrand, an Erbrochenem erstickt.) Bei solchen Gelegenheiten war die Wirtschaft während der darauffolgenden Schlacht meist total demoliert. Ich pflegte dabei fest sitzen zu bleiben und nicht aufzuschauen und kam so mit heiler Haut davon. Ich hätte nachher mehrere, die Schlägereien schildernde Votivtafeln mit „Maria hat geholfen“ malen lassen und im Kloster Andechs an der Wand anbringen sollen.

Wenn der eine oder andere GI in besinnlicher Stimmung war – was nicht oft geschah – holte er immer zwei Fotos aus seiner Brieftasche hervor und zeigte sie mir. Auf dem einen war ein gequält lächelndes, babygesichtiges „All American College Girl“ mit einer Glatthaarfrisur mit nach außen gerollten Haarspitzen zu sehen, auf dem anderen eine reifere, attraktive Frau, meist mit üppigem Lockenkopf, toupiert oder Farah-Diba-Frisur. Das erste Mädchen war die zu Hause schmachtende Verlobte – nach der unerbetenen Aussage des GI noch Jungfrau – und das zweite die für die Dauer des Deutschlandaufenthalts sexuell dienende deutsche Freundin. Ohne Ausnahme bezeichneten die GIs das erste Mädchen als „My girl“, das zweite als „My pig“. Ich beschloss, so schnell wie möglich aus dem amerikanischen Kulturbereich in den einheimischen überzuwechseln.

Ich war in jener Zeit Untermieter bei einer Frau Swoboda am Rande des Perlacher Forstes. Frau Swoboda schaute genau wie Franz Josef Strauß mit Perücke aus, war ebenso korpulent wie er, übertraf ihn aber durch eine große Narbe im Gesicht. Auch sie konnte den Namen „Eoin“ nicht bewältigen, nannte mich aber wenigstens „Tommy“ statt „Paddy“. Oft, wenn sie einsam war, überfiel sie mich in meinem Kämmerlein, forderte mich mit ihrer posaunenden Basstimme (auch hierin übertraf sie Franz Josef) auf, ein Gläschen mit ihr zu trinken, und presste mir ein Viertelliter

glas voll Strohrum (80% Alkohol) in die zitternde Hand. Wenn ich nach dem ersten Schluck meine Seele fast aushustete, sagte sie „Jesus Maria, du bist doch koa Monnsbuid net, Tommy! Gibs's her!“ , nahm das Glas enttäuscht zurück und ließ den Inhalt in einem Zug ihren Schlund hinunter verschwinden. Bei nicht seltenen Anwandlungen von Mütterlichkeit brachte sie mir einen Teller „Lüngerl“ . Nicht nur musste ich psychologisch damit fertig werden, dass in Irland Beuschel von Metzgern kostenlos als Hundefutter rausgegeben wurde, sondern noch dazu hatte Frau Swoboda mehrere Katzen, die ihre Haare büschelweise verloren, so dass meine Lüngerl immer mit einer dicken Schicht Katzenhaaren überzogen waren. Grün im Gesicht bedankte ich mich sehr für die Aufmerksamkeit und wartete in der Hoffnung, dass Frau Swoboda sich zurückzöge und die Toilette unbewacht ließe. Aber so leicht ging das nicht. Sie erhob sich hoch über mir mit in die Hüften gestemmt Armen und kritisierte, wie ich im Essen herumstochere, bis sie dann gut gelaunt war. Dann führte sie mich in der Küche verschiedene Tänze vor, dass der Fußboden in Schwingungen geriet.

Eigentlich gab es zwei Frau Swobodas. Meine Vermieterin war die ehemalige Ehefrau eines großgebauten, jovialen Tschechen namens Josef Swoboda, der Frau Swoboda fallengelassen und ihre beste Freundin zu sich genommen und auch geheiratet hatte. Freundlicherweise leistete er immer noch Minnedienste bei Frau Swoboda I, und zwar jeden Mittwochabend mit der Präzision eines Uhrwerks. An dem Abend war sie immer aufgeregt, schminkte sich die Wangen rot und, wenn es um 9 Uhr unten klingelte, lief sie wie ein junges Mädchen zum Treppenhausegeländer und tirlierte seinen Namen von oben herunter: „Hallooooo! Josef, bist du's, Schatzi?“ Er blieb die Nacht – eine ganze Nacht ohne die Gefahr, dass Frau Swoboda mir Rum oder Lüngerl brächte – und nahm in der Früh lärmend Abschied. Donnerstags war Frau Swoboda I grundsätzlich zu meiden, so bärbeißig war sie. Jeden Donnerstag kam Frau Swoboda II die Frau Swoboda I besuchen, und die beiden verbrachten den Abend damit, beim Konsum mehrerer Gläser Rum über den Schuft Josef Swoboda zu lästern. Einmal, nachdem ich und Frau Swoboda I einige Flaschen Bier in ihrer Küche zu uns genommen hatten, nuschelte sie besoffen: „Schau, Tommy, mir san alloan in der Wohnung! Warum solln mir in zwoa getrennten Betten schlafen müassen?“ Ich täuschte Schwerhörigkeit vor, ging in mein Zimmer und schloss mich ein.



Einmal war Frau Swoboda (I) aus undurchsichtigen Gründen auf längere Zeit hinaus verstimmt. Eines Tages sagte sie mir aus heiterem Himmel, die Miete von 80,- DM werde auf 100,- erhöht und schon eine Woche später

auf 120,-. Ich nahm diese Bekanntgebung stillschweigend entgegen und ging sofort auf die Suche nach einer neuen Wohnung. Sobald ich eine gefunden hatte, kündigte ich höflich bei Frau Swoboda. Nie um eine Überraschung verlegen, brach sie in Tränen der Verzweiflung aus (versuchen Sie, sich Franz Josef Strauß mit Perücke beim Plärren vorzustellen!), ging buchstäblich vor mir in die Knie und flehte mich an zu bleiben, auch kostenlos, wenn es sein müsste. Ich fühlte mich aber von ihrer Grillenhaftigkeit erledigt und blieb hart. Ich versprach, sie zu besuchen.

In meinem neuen Mansardenzimmer in einem verlotterten Haus in Bogenhausen wurde ich von einem hageren, Lodenmantel tragenden Preußen namens Herr Ziegler empfangen mit den Worten: „Ire sind Sie? Also wenigstens kein Jude!“ Vom Regen in die Traufe! Ich dachte kurz daran, zurück in die Brachialgewalt Frau Swobodas zu fliehen, dachte aber auch an die behaarten Lungen und bezog das Zimmer beim alten Nazi. Um seine Frau zu sich zu rufen, stand Herr Ziegler mit breitgestellten Beinen im Flur und schmetterte durch das Haus: „WEIB!“ Sie, ganz das um den Eichenstamm sich rankende Efeu, trug eine Gretchenfrisur und pflegte bei der Hausarbeit Wagner-Arien zu intonieren. Sie war vor kurzem Zeugin Jehovas geworden und als solche musste sie, wie sie mir erklärte, mindestens eine Seele pro Jahr bekehren, um selber in den Himmel zu kommen. Ich wurde ihr Versuchskaninchen. Da ich im Hause regelmäßig die Fenster putzte, um meine Miete abzarbeiten, nutzte sie die Gelegenheit meiner Immobilität, wenn ich oben auf der Leiter stand, um mich von unten mit ekelhaft frömmelnder Stimme vom bevorstehenden Weltuntergang anzupredigen. Ihre Konversionsversuche scheiterten, was mich darüber nachdenken lässt, wo sie im Jenseits wohl enden wird. War ich etwa der Grund, warum sie – vielleicht schon jetzt – bis in alle Ewigkeit von Teufelchen gepiesackt wird?

Dass es bei Herrn Ziegler nicht lange gut gehen konnte, hätte ich auch anderen Signalen entnehmen sollen. In dem kleinen Klo neben der Haustür hingen Anweisungen in ungefähr folgendem Wortlaut:

1. Vor Betreten der Toilette, Innentür zum Flur hin schließen!
2. Vor Toilettenbenutzung, Toilettentür schließen und Toilettenfenster weit aufmachen!
3. Toilettenpapier nur von der Rolle mit weniger Papier nehmen, bis die Rolle entleert ist! Nicht von beiden Rollen gleichzeitig nehmen!
4. Nach Toilettenbenutzung – bei geschlossener Innentür – Toilettentür und Haustür nach außen öffnen!
5. Toilettentür und Haustür etwa 10 Minuten auflassen (bei schwachem Windgang länger)!
6. Toilettenfenster, Toilettentür und Haustür schließen!
7. Erst dann Innentür zum Flur hin öffnen!

Rauchen war selbstverständlich im ganzen Haus strengstens untersagt. Als ich von einem irischen Freund Besuch bekam und er sich im Laufe eines ganzen Nachmittags eine einzige Zigarette erlaubte, erhielt ich an

demselben Abend einen Zettel unter die Tür, auf dem Folgendes stand: „Herr Bourke! Warum dringt dicker Rauchqualm aus Ihrem Zimmer? Sie kennen doch die Hausregel! Dies zieht eine sofortige Kündigung nach sich!“ Was zu meiner ungeheueren Erleichterung auch geschah. Ich fand bald eine „sturmfreie Bude“ in der Schellingstraße mit unsichtbaren Vermietern und hätte mich im Himmel gewähnt, wenn mein unmittelbarer Nachbar nicht den Drang gehabt hätte, ab 2 Uhr nachts aus dem Fenster hinaus Trompete zu spielen.

Inzwischen war ich Briefträger geworden. In den wohlhabenderen Postbezirken bekam ich nie Trinkgelder oder Belohnungen irgendwelcher Art, sondern höchstens Beschwerten. In meinen beliebtesten Postbezirken Westschwabing und Hainhausen wohnten aber noch sehr viele ärmere Leute in Hinterhöfen, und das war anders. Ich kam hervorragend mit ihnen aus. Sie hatten die Gepflogenheit, für ein Päckchen oder eine Einschreibesendung den Briefträger auf einen doppelten Schnaps in die Wohnung einzuladen. Noch dazu lag die uralte „Hemmelter Schnapsfabrik“ auf meiner Runde, deren Besitzer tagtäglich eine eingeschriebene Sendung bekam und mich den Traditionen entsprechend nach erfolgter Lieferung in die Destillerie schickte, wo man mir ein halbes Bierglas voll Schnaps aus einem schön glänzenden Messingbehälter ausschenkte. An päckchenreichen Tagen konnte ich bis zum Ende eines Rundgangs – wankenden Fußes – die letzten Briefe nur noch mit angestrengter Konzentration in die richtigen Briefkästen bringen.

In der Türkenstraße wartete immer ein alter Mann auf dem Gehsteig vor dem Haus auf mich, obwohl er nie einen einzigen Brief erhielt. Er wollte nur ein paar Minuten plaudern. Als meine Zeit in dem Postbezirk allmählich zu Ende ging, fing er an, seine Lebensgeschichte zu erzählen, darüber, wie seine Frau vor kurzem gestorben sei und seine Kinder in aller Welt verstreut lebten. Eines Tages weinte er sich an meiner Schulter aus und schluchzte: „I bin an oida Mo’ und i bin alloane!“ Ich musste ihn auf dem Gehsteig vor den glotzenden Passanten umarmen und streicheln.

Eine eher misstrauische, quengelnde alte Frau, die zwischen zwei Hinterhöfen hinter einer winzigen Tür mit winzigen Briefkästchen wohnte, wartete ebenfalls täglich auf mich, allerdings in Erwartung eines Briefes, der nie kam. Sie fragte mich immer danach aus, als wenn sie den leisen Verdacht der Unterschlagung hegen würde. Ich hatte den Plan gefasst, selber eine Postkarte mit undeutlicher Unterschrift an sie zu schreiben, als eines Tages ein Wunder geschah, das meinen Plan erübrigte: Es war tatsächlich eine Postkarte für sie unter den auszutragenden Postsendungen. Ich freute mich darauf, ihr die Karte feierlich überreichen zu können, aber sie stand ausnahmsweise nicht vor der Tür. Sollte sie ausgerech-



net an diesem Tag tot drinnen in der Wohnung liegen? Ich stellte zu und ging beunruhigt weiter. Beim nachmittägigen Rundgang war sie aber da wie immer, rief mich zu sich und bat mich darum, die Postkarte vorzulesen. Obwohl ich inzwischen altdeutsche Handschrift sehr gut entziffern konnte, war diese mit Bleistift und zitteriger Hand geschriebene Botschaft völlig unleserlich. Dann fragte sie mich, ob ich ihr wenigstens den Namen des Senders oder der Senderin vorlesen könnte, aber auch das gelang mir nicht, weil die Schrift verwischt war. Trotzdem wedelte sie mit der Postkarte in der Luft herum und gackerte triumphierend: „Do schaugst – i hob auf jedenfoi was kriagt g’hobt, oder net?“

Wenn das Samuel Beckett „live“ war, habe ich auch Franz Kafka in der Praxis am eigenen Leib gespürt, und zwar im Polizeipräsidium München. Das Ausländeramt befand sich im dritten Stock in einem endlosen, fenster- und seelenlosen, schlecht beleuchteten, graugrünen Korridor. Bei meinem ersten Erscheinen kam ich um etwa 10:30 Uhr dort an. Ich ahnte nicht, wie sehr ich diesen Korridor, jahrein, jahraus, kennen und hassen lernen würde. Links war eine lange Reihe von Türen. Vor jeder Tür stand eine riesige, nervöse Menschentraube. Jede Tür hatte darüber ein Schild mit je einer anderen Kombination von Buchstaben, etwa CFQSZ, ALPRY, BDNOT, EGHMW usw. (Warum es gerade diese Buchstabenkombinationen sein mussten, bleibt ein tiefes Geheimnis der Beamtenpsychologie.) Da mein Familienname mit „B“ anfang, schloss ich logischerweise daraus – ich hatte ja das irische Äquivalent des Abiturs bestanden –, dass ich mich bei der Tür BDNOT einzureihen hatte. Ich schloss mich der entsprechenden Menschentraube an und versuchte, das sperrige Amtsdeutsch des Antragsformulars zu entschlüsseln. Kurz nach 12 Uhr – ich war etwa in der achten Position von der Tür entfernt – kam ein verhärmter kleiner Beamter aus „unserer“ Tür, rief „Aus is’! Heit gibt’s nix mehr!“, schloss die Tür hinter sich zu und ging zu seiner Blut- und Leberwurst mit Sauerkraut und Kartoffeln.

Am nächsten Tag kam ich um 9 Uhr und erreichte dieselbe Tür mit BDNOT um etwa 11:30 Uhr. Das nämliche verhärmte Menschlein saß hinter dem Arbeitstisch, schaute meinen Pass an und sagte schroff: „S’ san im foischen Zimmer!“ – „Wieso?“ fragte ich. „Draußen steht doch der Buchstabe ‚B‘!“ – „Dös hoaft doch gar nix. Sie san im foischen Zimmer, sog il“ – „Und welches ist das richtige Zimmer?“ – „Wia soll i dös wissen? Um dös rauszufinden, müassen S’ obi auf Zimmer 264!“ Ich ging hinunter, fand das Zimmer, schloss mich an. Kurz nach 12 Uhr kam ein länglicher Beamter heraus, rief: „Fini für heit, meine Herren!“, schloss die Tür hinter sich zu und trollte sich zu seiner Schweinehax’n mit Knödeln.

Am darauffolgenden Tage kam ich um 8 Uhr an, ging direkt zu Zimmer 264, wo ich erfuhr, dass der Name „Bourke“ unter dem Buchstaben „Q“ zu bearbeiten sei. Ich wagte zu fragen, wieso, und bekam die Antwort: „So ist es eben!“ Ich ging hinauf, stellte mich an bei CFQSZ, kam rechtzeitig herein, um „erfasst“ zu werden, saß seitlich neben einem Arbeitstisch, hinter dem ein gedrungen-krötengestaltiger, Zigarren paffender Grantler saß. (Wenn ich es mir recht überlege, sah auch er aus wie Strauß, allerdings

en miniature.) Sein aufgeblähtes Profil – ich sah nie sein volles Gesicht, weil er nie zu mir hinschaute – bleibt eingebannt in mein Gedächtnis, weil ich ab dann alljährlich von ihm „erfasst“ wurde. Ich habe Angst, dass wenn ich auf meinem Sterbebett liege, seine Fratze vor meinem brechenden Auge zigarrepaffend vorüberziehen wird. Umgekehrt wird er sich nie an mein Gesicht erinnern müssen, weil er in den ganzen Jahren unserer zwangsmäßigen Zusammentreffen mir nicht ein einziges Mal ins Gesicht schaute. Er beantwortete auch grundsätzlich keine an ihn gerichteten Fragen. (Kurt Tucholsky nannte dieses Phänomen „Polizeitauheit“.) Die Bewilligung des jährlichen Aufenthaltserlaubnis-Antrags hing immer von der jeweiligen Laune dieser Kröte ab. Einmal, als er herausfand, dass ich verbotenerweise studierte und zugleich arbeitete, drückte er zigarrepaffend einen Stempel in meinen Pass, wonach ich unverzüglich die Bundesrepublik zu verlassen hätte. Ich erkämpfte meine weitere Bleibe, indem ich mir von Fergus, der inzwischen wieder in Irland war, eine geschnörkelte Schriftrolle samt riesigem Wachssiegel und roter Quaste schicken ließ, die erklärte, dass er meinen Lebensunterhalt bestreite, damit ich studieren könne, ohne Arbeit aufnehmen zu müssen. Alles Lüge, natürlich: Fergus konnte mir keinen Pfennig schicken, und ich musste weiter schwarz arbeiten, um mein Studium zu finanzieren. Aber es war eben eine offiziös aussehende, notariell beglaubigte Lüge und ästhetisch noch dazu, und das stimmte die Kröte um. Ihm zum Trotz verbrachte ich 14 glückliche, abenteuerliche, mitunter von weiteren Schocks geprägte Jahre im weiß-blauen Bayern – aber das ist eine andere Geschichte.

In der Zwischenzeit hat sich Bayern enorm gewandelt. Die Bewohner neuer Wohnhäuser haben je ein Badezimmer für sich und noch dazu durch das ganze Haus strategisch verstreute WCs, damit niemand je mehr als zwei Meter zur nächsten Toilette gehen muss. Die netten armen Leute in der Türkenstraße sind wohl alle unter der Erde, ihre Hinterhöfe längst niedergerissen und von astronomisch teuren Single-Wohnungen mit Schickimickis drin ersetzt. Auch die „Erfassung“ von Ausländern ist reibungsloser geworden, es sei denn, man ist unerwünscht, in welchem Fall Maria helfen möge. Sonst sorgt der deutsche Alltag für weniger Er-

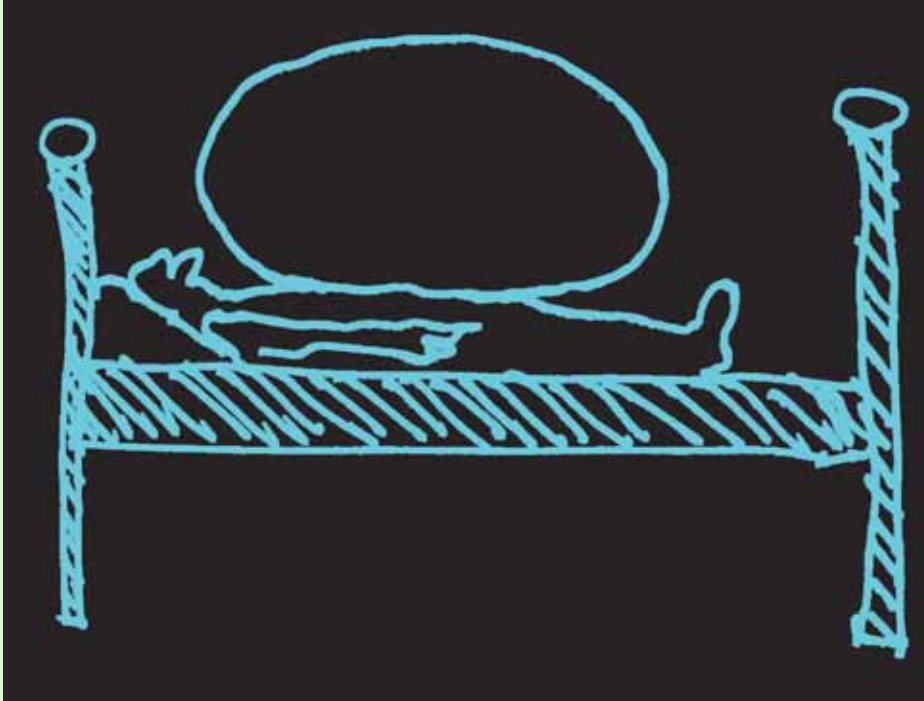


schütterungen als einst. Aber auch wenn Deutschland insgesamt (bis auf Berlin) weniger surreal geworden ist, treibt die Bürokratie noch ihre Blüten.

In diesem Jahr [1995, *Anm. d. Red.*] kamen Eva und ich um Weihnachten herum nach Berlin. Als wir zur Post gingen, um einen nicht zugestellten Einschreibebrief abzuholen, wollte die Postbeamtin unter keinen Umständen den Brief herausgeben, weil er an Eoin Burke adressiert war, während in meinem Pass der Name Thomas Eugene Bourke stand. Dass Eoin die gälische Form von Eugene ist und dass wir Bourkes/Burkes uns zweierlei Schreibweisen erfreuen, interessierte sie überhaupt nicht. Als ich einen Gewerkschaftsmitgliedsausweis produzierte mit dem Namen Eoin Thomas Burke darauf, um ihr zu zeigen, wie unbekümmert die Iren mit Namen umgehen und dass doch mit Eoin Burke ich gemeint war, sagte sie, da könnte jeder kommen mit irgendeinem Stück Papier. Erschreckend war, dass sie kaum älter als 25 gewesen sein kann. Ich musste, wie so oft in der Vergangenheit, eine höhere Instanz aufsuchen, um an den Brief heranzukommen.

Als Nächstes ging ich in die Landeseinwohnermeldestelle, um unsere Existenz anzugeben. Da hieß es, der Wohnungshauptmieter müsse persönlich den Anmeldeantrag unterschreiben. Dass er inzwischen mit unbekannter Anschrift unterwegs in Mexiko war, interessierte die Beamtin nicht – er müsse auf jeden Fall den Antrag unterschreiben. Da ging ich nach Hause und holte den Brief von ihm, in dem er uns eingeladen hatte, die Wohnung in seiner Abwesenheit zu übernehmen. Die Frau – eine sehr übergewichtige, die gern ihre Pausbacken schüttelte – weigerte sich, den Brief anzuschauen, weil er auf Englisch war. Als ich darauf hinwies, dass ich in der Lage wäre, den Brief für sie zu übersetzen, sagte sie, da könnte ja jeder kommen und so was behaupten. Am Ende übersetzte eine Kollegin das kinderleichte Englisch für sie, was noch lange nicht bedeutete, dass die Prozedur zu Ende war. Ich musste noch einmal nach Hause fahren, um den Pass meiner „Ehefrau“ zu holen, damit die Beamtin – nicht etwa Eva selbst oder gar ich – die Passnummer in das Antragsformular eintragen konnte.

Danach ging es zum Ausländeramt, wo, damit ich überhaupt eine Aufenthaltsgenehmigung ausgestellt bekäme, meine Heiratsurkunde verlangt wurde. Ich sagte, die sei zu Hause in Irland und unauffindbar, worauf die Dame hilfreich vorschlug, dass ich mich an das Münchner Standesamt wende, wo wir vor 25 Jahren heirateten, da die Heiratsurkunde für eine Aufenthaltsgenehmigung ganz unentbehrlich sei – da könnte ja jeder kommen und einfach behaupten, dass er mit einer Deutschen verheiratet sei. Wo kämen wir hin? Wo kämen wir da hin? Es stellte sich nach langem Gerangel heraus, dass es auch ohne ging: Als ich eine DAAD-Einladung zeigte, an der FU zu forschen, lenkte sie ein. Es ist immer so: Am Ende geht alles, aber zuerst müssen die BeamtInnen ihren Spaß treiben, ein bisschen Angst einjagen, sich an den bestürzten Gesichtsausdrücken der Bürokratie-Opfer weiden, um ihre täglich mehrmalige Droge eingespritzt zu bekommen, bevor sie dann nach ihrem Machtorgasmus Gnade zeigen und sich mit einem kleinen postklimaktischem Scherz verabschieden. Es



gibt aber einen Trost: Alle drei Frauen waren unbestechliche Demokratinnen. Mein Professorenstatus, der nur deshalb überall in den Formularen prangte, weil darin ständig nach akademischem Grad gefragt wird, imponierte ihnen nicht im Geringsten – alles Ausländische stimmte sie misstrauisch.

Ich schöpfte nachher den Verdacht, dass die Abertausenden ehemaligen Stasi-MitarbeiterInnen vielleicht überall in Berlin wieder sinnvoll eingesetzt worden sind. In einer ähnlichen Situation in München, als ein Beamter mir eröffnete, dass ich durch ein sieben Jahre zurückliegendes Versäumnis, mich abzumelden, eine strafbare Tat begangen hätte, erzählte ich ihm, dass wir Iren uns nicht an-, um- oder abzumelden brauchten, nicht mal einen Personalausweis bei uns tragen müssten – ja, selbst wenn man einen Pass dabei habe, dürfe ein Polizist oder Beamter nie verlangen, ihn einzusehen. Er war zunächst sprachlos und fragte dann, nachdem er sich

wieder gesammelt hatte, wie man denn bei uns mit der Kriminalität fertig werde. Es ist mir dann klar geworden, wo die deutsche Bürokratie ihre Wurzeln hat – in den Duodez-Fürstentümern, als der Staat meinte, sich gegen den Bürger schützen zu müssen, während in Großbritannien und Irland der Bürger mit Recht meint, sich gegen den Staat schützen zu müssen.

Eoin Bourke, seit Beginn des *Irland Journals* Beiträger und verdienstvoller Initiator der *Gegenbilder*, in denen die ersten Artikel über deutsche Reisende in Irland keimten, hat jetzt eine enorm informative und stattliche (773 Seiten!) Sammlung vorgelegt: Texte von insgesamt 29 deutschen und österreichischen Reisenden, die Irland im Zeitraum vom Ende des 18. Jhds. (1783) bis gut in die Mitte des 19. Jhds. (1865) besuchten (unter ihnen auch 3 Frauen), hat Eoin Bourke ausgewählt, ins Englische übersetzt und ediert. Neben den Texten bekannt(er) Reisender der „Grünen Insel“ finden sich in diesem Band auch etliche veritable Entdeckungen!

Das Buch ist sehr leserfreundlich und zugänglich. Eine generelle Einleitung hilft, die Texte historisch einzuordnen; jedem Reisenden ist ein Kapitel zugeteilt, mit einem einleitenden, informierenden Paragraphen, gefolgt von aussagekräftigen Auszügen aus dem jeweiligen Werk.

Bevor deutsche Reisende sich nach Irland aufmachten und als Augenzeugen berichteten, war Irland den Deutschen weitgehend *terra incognita*: was man wusste, war ausschließlich durch englische Berichte, in Übersetzungen, bekannt, und die Perspektive war dementsprechend 'gefiltert'. Irland wurde, wenn überhaupt, in Beschreibungen über England und Schottland marginal erwähnt.

Zu Beginn des 19. Jhds. verstärkte sich das Interesse zunehmend; in den folgenden Jahrzehnten mehrten sich die Berichte überraschend, so dass man sogar von einer Art 'Irland-Welle' sprach. Die ersten Augenzeugen-Texte stammen von Karl Gottlob Küttner, der aus Waterford, wo er bei

„Poor Green Erin“ – German Travel Writers' Narratives on Ireland from Before the 1798 Rising to After the Great Famine; Texts Edited, Translated and Annotated by Eoin Bourke.

Peter Lang, 2012, 773Seiten,
ISBN-10: 3631613695, ISBN-13: 978-3631613696

einer aristokratischen Familie angestellt war, Briefe nach Hause schrieb, die so beachtet wurden, dass sie sogar zur Leipziger Buchmesse 1785 erschienen. Schon bei Küttner klingt das bei fast allen zu findende durchgängige Motiv der z.T. unvorstellbaren Armut an.

Noch populärer waren Ende der 1820er Jahre des exzentrischen Grafen Hermann von Pückler-Muskau *Memoiren*; von Goethe sehr wohlwollend rezensiert, wurden sie einer der *Bestseller* des gesamten 19. Jhds. in Deutschland! Pückler besuchte auf seinen ausgedehnten Reisen – er war der erste Deutsche, der sich der in den ‘Wilden Westen Connemaras’ begab – u.a. auch Daniel O’Connell auf seinem Sitz in Derrynane, Kerry. Seine Aufzeichnungen zu O’Connells Kampf um die Emanzipation des weitaus überwiegenden, katholischen Teils der Bevölkerung waren so eindrucksvoll, dass sich ein regelrechter „O’Connell-Kult“ in den deutschen Ländern entwickelte. Sogar Heinrich Heine soll daraufhin so bewegt gewesen sein, dass er die Nationen auf dem Kontinent aufrief, in freiwilligen Armeen dem „armen, grünen Erin“ zur Hilfe zu kommen.

Die deutschen Berichterstatter und Briefschreiber bemühten sich um ein einigermaßen objektives, realistisches Bild: sie berichteten von den widrigen Lebensbedingungen, von Armut, Rückständigkeit, Schmutz, aber auch von Vitalität und höchster Wissbegier. Und immer wieder taucht die Frage bei den Reisenden auf, wie es möglich ist, dass sozusagen im Hinterzimmer der Wiege der parlamentarischen Demokratie, des Hortes bürgerlicher, progressiver Freiheit und eines großen, auf Industrialisierung beruhenden Wohlstandes, sich solche Bedingungen entwickeln konnten.

So schrieb Pückler, dass er in Irland Zustände extremen Elends gesehen habe, die schlimmer seien als zu Zeiten der Leibeigenschaft in Deutschland oder in den Ländern mit Sklaverei.

Gleiches berichtet Johann Georg Kohl, ein professioneller Reiseberichterstatter und scharfkritischer Beobachter, der überall in Europa, einschließlich Sibirien rumgekommen war, aber in Irland die „erbärmlichsten, bejammernswertesten, schlimmsten Verhältnisse“ vorfand, deren Ursache zum größten Teil in der ungerechten Behandlung durch den Inselnachbarn und besonders in dem Besitzer-Pächter-Verhältnis läge. Kohl war noch vor der verheerenden Hungersnot (1847) in Irland. Er sieht aber auch kulturelle Unterschiede. Er ist erschrocken über die Vernachlässigung des physischen Erbes: Ruinen überall. In einem ordnungsgemäß geführten Lande würden solche Steine nicht liegengelassen, sondern zu Nützlichem verwendet, Bäume gepflanzt, Land beackert, mehr in die Zukunft als in die Vergangenheit geblickt.

Auch Besucher, die Briefe nach Hause schrieben, um ihre Freunde und Familienmitglieder zu unterhalten, kommen immer wieder auf die schmerzlichen, unhaltbaren Zustände zurück. Magdalena von Dobeneck, Schwester des Philosophen Ludwig Feuerbach, schreibt, dass jeder Bericht über dieses Land mit einem Seufzer und einer Träne enden müsse..

Bemerkenswert ist die Wandlung Friedrich Engels, der als junger Mann in Manchester in seines Vaters Textilfabrik als Manager tätig war und wie viele andere die üblichen anti-irischen Stereotype übernahm, wonach die Iren für ihre Situation selber schuld seien aufgrund ihrer charakterlichen

und emotionalen Eigenschaften, ihrer angeborenen Faulheit, Ignoranz, auch ihrer katholischen Religion. Aber nach einem Besuch in Irland mit seiner irisch-stämmigen Gefährtin Mary Burns war er überzeugt, dass England in Irland seine geographisch nächste Kolonie sähe, die es nach eigenem Gutdünken und zu eigenem Vorteil regiere.

Es ging natürlich auch um Alltägliches. So waren die Reisebedingungen oft alles andere als genussreich und erfreulich. Friedrich von Raumer z.B., ein preußischer Historiker, bezeichnete seine Reisetage als „die schmerzhaftesten meines Lebens“.

Auch die – trotz ihrer Armut – natürliche ‘blasse und feine Schönheit’ der jungen Frauen wird u.a. von Moritz Hartmann gepriesen.

Julius Rodenberg, einer der letzten hier dokumentierten Reisenden, genoss trotz mancher ‘Unbill’ („...aber Humor und Whiskey sind meine besten Weggefährten auf meinen irischen Reisen.“) seine Wochen in Irland und schrieb darüber sein sehr erfolgreiches *Die Insel der Heiligen. Eine Pilgerfahrt durch Irland*, das ins Englische übersetzt wurde. Der englische Rezensent des englischen *The New Monthly Magazine* war ob des positiven Bildes, das Rodenberg gezeichnet hatte, offensichtlich „not overly amused“. Er schrieb: ‘In reading this book we often laid it down in amazement, and thought we could not be in Ireland with him, so idyllic were the pictures he drew. This is an Ireland seen through a poet’s rose-coloured glasses, sans dirt, sans pigs, sans rain, sans everything which offend the least fastidious man.’

Die nächste große Reisewelle steht 2013 an: Irland übernimmt die Ratspräsidentschaft in der EU, und aus den deutschsprachigen Ländern und Landen werden sich sicherlich viele nach Irland begeben – animiert auch durch das geplante Mega-Ereignis THE GATHERING (und durch die „500 Days of Irish Life hierzulande“) – und ihre Erlebnisse von dort hauptsächlich wohl via Facebook oder Twitter in den Äther schicken. Wie sich die Zeiten geändert haben!

Eine Ausgabe von **Poor Green Erin**, mit den Originaltexten, ist für den deutschen Markt geplant.

Hermann Rasche

